

Die Schule geschwänzt

Autor(en): **Schöbi, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **21 (1935)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-532275>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Schule geschwänzt

Nicht wahr, das Schulschwänzen mutet man sonst faulen, gleichgültigen Schülern zu — sogenannten Früchtchen. Dass auch Musterschüler, die sonst immer zuvorderst am Schulwagen ziehen, die mit Eifer und Freude bei allem dabei sind, die Schule schwänzen könnten, das mag wohl mancher gar nicht glauben. Aber es war doch so. — Golden stieg der neue Tag herauf. Die Sonne lachte vom blauen Morgenhimmel und sandte ihre Strahlen in alle Lucken und Spalte. Durch die Butzenscheiben eines freundlichen Schlafkammerleins sandte Frau Sonne grad ein ganzes Strahlenbündel, die Schläferin dort aus ihren Träumen zu wecken. — Da lag sie nun mit wachen Augen im rotgeblühten Bett, schaute hinüber zum sonndurchfluteten Fenster, zählte oben an der Diele die Aeste im Holz, erfand aus den Tapetenbildchen an der Wand mit ihrer lebhaften Phantasie Geschichten. Da traf das Auge der achtjährigen Gertrud ein Bild: Mariä Krönung stellte es dar und war in einfachsten Goldrahmen eingefügt. Schon wochenlang hing es da über ihrem Bett; noch nie hatte sie es wirklich angeschaut. Nun huschten eben liebkosend die lichten Sonnenkinder darüber, und da fingen die Farben an zu leuchten. Der lieben Gottesmutter Kleid strahlte im reinsten Himmelblau, purpurn glühte des Gottessohnes Mantel auf, und das goldene Himmelslicht umlohte die weisse Taube. Aber was sollte das Bild bedeuten? Lange studierte die Kleine an dem Bild herum, es machte sie ganz glücklich, musste doch die schöne Frau auf dem Bild auch glücklich und reich sein.

Und mitten in so viel Poesie tönte von unten herauf Grossmutter Stimme: „Trudi, stand jetzt uf“. Sonst wär die Kleine mit flinkem Sprung aus den Federn gehüpft, aber heute blieb sie liegen. Nein, sie wollte im Bett bleiben, um immer wieder das Bild anschauen zu können. — Da schlurfte auch schon Grossmutter Schritt über die Dielen. Leise drückte sie die Klinke nieder, um die Schläferin, die ihren Ruf noch einmal gehört, nicht zu unsanft zu wecken. Doch, da lag sie ja mit wachen Augen. „Steh jetzt auf. Hast mein Rufen nicht gehört?“ Lieb sagte es die alte Frau und strich der Kleinen die wirren Haare aus der Stirn . . . Was war nun das? Die Kleine machte ein trauriges Gesichtlein und sagte mit weiner-

licher Stimme: „Ich kann nicht aufstehen, ich bin ja krank“, und auf die besorgte Frage der Grossmutter tat es ihr auf einmal da und dort weh. Grossmütter sind blind; diese war es auch, sonst hätte sie die Unsicherheit und das Erröten der Kleinen bemerken müssen. Ach nein, sie sann auf Mittelchen, zu helfen, und verfügte: „Jetzt bleibst du grad noch im Bett, ich bring dir die Milch herauf.“ Wie jubelte das kleine Herz! Erreicht! Nun konnte Gertrud das schöne Bild anschauen, solange sie wollte. Sie wandte sich ihm zu und — war enttäuscht, fast erschreckt. Das Leuchten war erloschen, die Gesichtszüge der Himmelsmutter nicht mehr verklärt im goldigen Schein.

Am liebsten wäre die Kleine jetzt aufgestanden; aber da stand schon die Grossmutter mit dem Frühstück und besorgter Miene. Glockengeläute tönte ins Zimmer. Gertrud horchte. Nein, essen mochte sie nicht. Angst befiel sie. Nun kam sie ja auch nicht in die Schule. Was wird der Lehrer sagen, der liebe, gute Lehrer, der für besondere Leistungen kleine Belohnungen bereit hielt, ein Bildchen, oder sonst etwas? Wer durfte ihm heute den „Znüni“ holen oder gar die Geige bei der Frau Lehrer? Wie dumm, dass sie an all das gar nicht gedacht hatte. Jetzt kam sie zu spät, und zu spät kommen, das war ärger als gar nicht gehen. Weil das Kind so still war, wuchs Grossmutter Sorge. „Komm ich mache dir einen Umschlag, hast ja ganz heiss.“ Hätte sie doch im kleinen Herzen lesen können, sie hätte schon den Ausweg aus der Sackgasse gewusst. Dem Mütterlein könnte man es sagen, aber das lag draussen auf dem Friedhof. So liess es die Kleine ruhig geschehen, lag ein Stündchen mit dem kühlenden Tuch im Bett, grübelte und träumte vor sich hin. Vor dem Fenster lärmten die Spatzen; Kinderlachen und frohes Rufen tönten von der Strasse. Nein, im Bett war's nicht mehr auszuhalten; hinaus in den schönen Morgen wollte sie mit den Vögelein und den Gespanen.

Grossmutter staunte. Da stand das Kind vor ihr und behauptete, es sei ganz sicher gesund. „Es tut mir gar nichts mehr weh.“ Ob ihr da nicht ein Lichtlein aufging? — Grossmutter, was kann ich jetzt tun? Und was noch, und was noch? Die Kleine fühlte die Notwendigkeit der Sühne des

begangenen Fehlers und war zu allem bereit. „Und nun geh und lies noch die frühen Birnen auf“, sagte die Grossmutter gegen Mittag. Wie gern! Mit dem Körbchen eilte Gertrud zum Baum mit den köstlichen Früchten. Der war den ganzen Tag von Kindern besucht. Kleine und Grössere sassen oder spielten auch jetzt in seinem Schatzen. Mochte es der Aerger sein, dass sie nun der fallenden Früchte verlustig gingen, oder der Neid, dass Gertrud mit grösserem Recht hier war: die Kinder zeigten sich wenig erfreut über ihr Erscheinen. „So, du bist nicht in die Schule gegangen und springst herum; das sagen wir dem Lehrer“, platzte eines heraus. Die andern stimmten bei und ergingen sich in Vermutungen, was für eine Strafe dafür wohl zu gewärtigen sei.

Schulbeginn. Klein Gertrud stand mitten in der lärmenden, zappelnden Schar vor der Schul-

türe. Nun musste es kommen, was seit dem Morgen wie ein Alp auf der Seele lastete. Alle wussten es schon, dass sie gar nicht krank gewesen sei. Angst sass ihr in der Kehle, schaute aus den Augen. Sie liess heute den andern gern den Vortritt ins Schulzimmer. „Trudi ist gar nicht krank gewesen, sie hat nur die Schule geschwänzt“, sagte schon eines. „Ja, wir haben sie gesehen“, ergänzten andere. Der Lehrer schaute nur fragend die Vorlauten an und forschte: „Wisst ihr das so sicher? Das glaube ich gar nicht, dass Gertrud daheim bleiben wollte, wenn sie nicht krank wäre. Geht an eure Plätze.“ Das Kind dankte es ihm mit einem aufleuchtenden Blick und mit dem grösstmöglichen Fleiss. Die Lust, die Schule zu schwänzen, aber war ihr für alle Zeit vergangen.

Mörschwil.

Marie Schöbi.

Kinderdiebstähle

Frida, ein Mädchen der ersten Klasse, brachte ein neues Taschenmesserchen in die Schule und liess es voller Stolz von den andern Kindern bewundern. Das Messerchen glänzte wie Silber, hatte eine gute Klinge, und auf der einen Seite des Griffes war in erhabenen Buchstaben zu lesen: Lessive Schuler. Mutter hatte es in einem Waschpulverpaket als Geschenk vorgefunden und damit ihr Mädchen beglückt.

Als die Schulstunde beginnen sollte, war das Messerchen plötzlich verschwunden, und keines der Kinder wollte es zuletzt in Händen gehabt haben. Die Aufregung war gross, und die Besitzerin vergoss heisse Tränen. „Ruhe jetzt“, befahl ich, „die Sache wird nach Schluss der Schule untersucht!“

Während des Unterrichts studierte ich die verschiedenen Kindergesichter, ob sich das Schuldbewusstsein nicht bei dem betreffenden Sünder bemerkbar mache. Bald glaubte ich, es heraus zu haben. Ein nettes, stilles Mädchen, Marie, guter Leute Kind, wurde unter meinen forschenden Blicken rot und verwirrt, und seine Aufgabe brachte es nicht zustande. Und doch wagte ich nicht, sichere Schlüsse zu ziehen, weil ich an meine eigene Kinderzeit zurückdachte. Ich hatte all die jungen Jahre die unglückliche Eigenschaft, rot zu werden, sobald irgend etwas Ungehöriges geschah, und der blosser Gedanke: Jetzt meinen

vielleicht die andern, ich sei es gewesen, gab mir schon einen schuldbewussten Ausdruck. Wie manchmal war ich auf diese Weise zu Unrecht in Verdacht gekommen, und wenn sich auch in den meisten Fällen die Sache aufklärte, war ich doch auch unschuldig bestraft worden, was mir auf lange Zeit das Dasein verbitterte.

In der Pause, während welcher die Kinder im Freien zu spielen hatten und ich mit meiner Kollegin scheinbar unabsichtlich im Gang promenierte, schlüpfte Marie schnell ins Schulzimmer und hantierte bei den Schultischen. Nach der Schule, als die Kinder ihre Sachen einpackten, rief plötzlich die kleine Frida: „O, mein Messerchen ist wieder da, in meinem Schultisch, unter den andern Sachen hat es gesteckt.“ — „Umso besser“, sagte ich, „so könnt ihr also beruhigt nach Hause gehen“. —

Am andern Tag erst behielt ich nach der Schule das fehlbare Mädchen zurück und fragte: „So, nun erzähle mir, wie es mit Fridas Messerchen zugegangen ist.“ Ohne einen Augenblick zu leugnen, gestand das Kind, das Messer habe ihm so gut gefallen, und die Lust, es zu besitzen, sei so gross gewesen, dass das Messerchen plötzlich in seiner Tasche verschwunden sei. Nachher, als es auskam, habe es sich nicht getraut, das Messerchen zurückzugeben, sonst hätten alle Kinder „Diebin“ gerufen. Und wenn der Vater